

Tages voranzusehen glaubte, wenn man jetzt Front machen würde, sich nicht nach dem König umdrehte und so tat, als bemerke er ihn nicht. Der König rief nun laut: „Prinz Moritz, Front machen!“ Dasselbe Resultat: „Soldaten, Marsch, Marsch!“ Da sprengte der König auf ihn zu, parierte sein Pferd vor ihm und sagte: „In drei Teufels Namen, machen Sie Front, wenn ich es befehle.“ Der Prinz befahl darauf: „Front“ und sagte traurig zum Prinzen Franz von Anhalt, der neben ihm ritt: „Die Schlacht ist verloren.“

So die Erzählung Kalkreuths, die Graf Henckel von Donnersmark in seinem Nachlaß wiedergegeben hat. Weder Kalkreuth noch Henckel gelten der Geschichtsschreibung als zuverlässige Quellen, denn beide gehörten zur Prinz Heinrich-Partei. Aber dieser Vorgang ist so psychologisch wahrscheinlich, daß man ihn wohl ohne weiteres als historisch annehmen darf. Er stammt außerdem vermutlich vom Herzog Franz von Anhalt-Dessau (1740—1817), der als blutjunger Mensch den Feldzug von 1757 im Stabe seines Oheims mitmachte und der einzige Zeuge dieser Szene gewesen sein will.

Sobald der König erkannte, daß die Truppen geradeaus gegen den Feind rückten, übersandte er dem Prinzen den Befehl, sich halb links zu ziehen, und dies geschah sofort. Dennoch erreichte der linke Flügel nicht, daß er mit den in Krzeczhorz ringenden Bataillonen Hülsens direkt in Verbindung kam. Die Abung des halb links Vorwärtsschreitens konnte wohl auf einem glatten Exerzierplatz ohne Anstand glänzend ausgeführt werden,

Er war augenscheinlich zu selig, daß er trotz jenes bedenklichen Zettels: *Retraite nach Suchdol!* wenige Stunden später einen veritablen Sieg in Händen hielt. Ein höherer österreichischer Offizier sagte am Abend des Tages in völlig richtiger Erkenntnis der Sachlage:

„Wir haben den Sturm zurückgeschlagen, aber nicht die Schlacht gewonnen.“

Und ein anderer Kampfgenosse von Kolin, der in den vordersten Reihen des österreichischen rechten Flügels mitgekämpft hatte, schreibt ehrlich:

„Voll Ehrfurcht für die Männer, die uns den Sieg so teuer gemacht hatten, standen wir auf dem behaupteten Schlachtfelde da und eine ganze Reihe gleichsam unbesiegter Feinde noch vor unserer Front; ein Zuschauer, der nicht gewußt hätte, was eigentlich vorgegangen, würde bei diesem Anblick zweifelhaft geblieben sein, wer von beiden, wir oder die Preußen die Geschlagenen waren.“

Hätte Leopold Daun mit seinen nahezu fünfzigtausend Mann, die er noch besaß, die kaum zwanzigtausend Preußen, die noch übrig waren, rücksichtslos verfolgt, so wären, wie Friedrich in seiner Geschichte des Krieges sagt, die Folgen der Schlacht für ihn schlimmer gewesen als die Schlacht selbst.

Aber die Reste des preussischen Heeres passierten am 19. Juni vormittags ganz unbehelligt die einzige Elbbrücke, die vorhanden war und die so eng war, daß die Kavallerie absitzen und die Pferde am Zügel führen mußte. Auch die völlig verfahrenere preussische Bagage,

die bei Kaurzim zurückgeblieben war und sich jetzt mühselig durch die Hohlwege von Planian winden mußte, kam ganz ohne Belästigung davon, obgleich sie nur von einem Bataillon des Regiments Manteuffel gedeckt wurde.

Daun baute im Sinne des Wortes den Feinden goldene Brücken und — feierte Siegesfeste.

„Wir freuten uns, wie nur Leute sich freuen können, die ein solches Glück gar nicht gewohnt sind“, schreibt der Prinz von Signe in sein Tagebuch.

Am nächsten Mittag entsandte der dankbare Feldherr den Major von Vettesz, der ihm so guten Rat gegeben hatte, mit der Siegeskunde nach Wien. Von vierundzwanzig Postillon begleitet, ritt der Freiherr in die Kaiserstadt an der Donau ein.

Der Jubel in Wien war ohnegleichen. Die Kaiserin Maria Theresia stiftete den Theresienorden, und als erster erhielt das Großkreuz ihr siegreicher Feldmarschall.

„Ihr habt Eure Ordensproben vor den Augen der ganzen Armee schon abgelegt, Ihr seid als der erste Großkreuz aufgenommen“, schrieb die entzückte Kaiserin an den ängstlichen Mann, der nachmittags um vier Uhr verzagt befohlen hatte: *Retraite auf Suchdol*.

Rührend ist auch eine Stelle des Briefs, den einst am Jahrestag der Schlacht die dankbare kaiserliche Frau dem Feldmarschall sandte; da heißt es:

„Die Monarchie ist Ihm ihre Erhaltung schuldig, und ich meine Existence und meine schöne und liebe Armee und meinen einzigen und liebsten Schwagern.“

Von Wien drang die Kunde durch galoppierende Kuriere nach Paris; Starhemberg jagte sofort mit Eilpost nach Versailles, um den Brief der kaiserlichen Frau dem König selbst zu überreichen.

„Der Herr hat endlich unsere gerechte Sache siegen lassen“, schrieb die fromme sittenstrenge Frau an den ebenso frommen liederlichen Mann, und es ist viel von der göttlichen Vorsehung die Rede.

Bei der Pompadour ging es an diesem Abend hoch her.

„Es macht mir den Eindruck“, berichtet Starhemberg, „als ob ich mich mitten unter meinen Landsleuten befände. Die Freude, welche jedermann mir bezeugt, ist so aufrichtig, daß ich nicht daran glauben kann, hier in einem fremden Lande zu sein.“

Und Benkendorf, der (wie die Sachen nun einmal standen) wirkliche Sieger von Kolin?

„Ich wurde“, erzählte er, „durch einen Trompeter in das Hauptquartier beordert, wo alles zum Tedeum bereitet war. Der Feldmarschall General Daun sagte mir bei meiner Ankunft, weil ich so vielen Anteil am Siege gehabt habe, sei es wohl billig, daß ich mit ihm unserem Herrgott danke. Da ich nichts zum Umkleiden hatte, indem der Bediente, der eine Uniform und etwas Wäsche mit sich führen mußte, während der Schlacht davon geritten, unsere Equipage aber zurückgeschickt worden war, so wollte ich mich unter den kaiserlichen in voller Gala gekleideten Offiziers verstecken; der regierende Herzog von Württemberg aber rief mich vor und setzte

hinzu: Er wollte gern seine ganze Garderobe darum geben, wenn er diesen staubigen Rock mit der Ehre wie ich tragen könnte."

Dieser ehrgeizige Herzog von Württemberg, Karl Eugen, kämpfte damals in französischem Solde mit sechstausend seiner Landesfinder auf österreichischer Seite. Er hatte einige Jahre seiner Jugend am Hofe König Friedrichs zugebracht und war mit dessen Nichte, der Tochter Wilhelminens von Bayreuth vermählt. In der Geschichte ist er als der Gründer der Karlschule und Schiller-Herzog bekannt. Denn der Name in der Geschichte, den der eitle Mann vergeblich durch Kriegslorbeeren zu erreichen suchte, ist ihm später unfreiwillig durch den großen Jögling seiner Karlschule zuteil geworden.

Oberstleutnant von Benkendorf aber, den des Herzogs Huld so gnädig aus der Menge hervorzog, verschwand bald wieder in der Menge. Der treffliche Haudegen und durstige Zecher starb 44 Jahre nach der Schlacht von Kolin, im Jahre 1801, fast 90 Jahre alt. Als er die Attaque von Kolin ritt, war er Sechsendvierzig — so schleichen die Jahre, so welkt der Lorbeer.

Slinke Husaren, die man auf Kundschaft ausgesandt hatte, brachten den Führern des Belagerungsheeres von Prag in den Abendstunden des 18. Juni die Kunde von den Fortschritten des preussischen linken Flügels gegen Krzeczhorz, und schon war das sieggewohnte Heer nur zu bereit, an einen neuen Sieg zu glauben.

Aber andere bittere Kunde brachte Major Grant, der

bei Cotta stand, um Dresden gegen Laudon zu decken, erbat er vom König Verhaltungsbefehle.

Unwirsch entgegnete Friedrich: „Ich kan mich ohnmöglich mit alle Ihre Schreiberei abgeben, ich bin nicht hier zum Schreiben, Sie müssen Pirna und Dresden souteniren, damit guht, komt ihnen was zu Nahe, So gehen Sie die Leute auf den Hals und prügeln Sie ihnen das Leder fol.“

Als Moritz das aber leider nicht tat (vielleicht war Laudon zu stark), wurde der König sackgrob: „Ich hatte mir nicht eingebildet, daß nach meinem expressen befehl Cotta nicht zu verlassen, Sie doch Allda weck marschiret weren, Laudon hat man kaum 2500 Man, ich bin gar nicht mit ihrer Conduite zufrieden, gehen Sie die Schurken auf den Hals und agiren offensive oder unsere Freundschaft hört auf, hier ist keine Complesance vohr den prinzen Sondern der General mus Seine Schuldigkeit thun Sonsten hört alles auf. Wo ist die Ehre der Preußen! Vor 2500 Man laufen ein general von der Infanterie mit 14 bataillons und 20 escadrons zurücke, wan ihr Vater (der alte Dessauer) dieses im Grabe hörte So würde er sich umkehren.“

So etwas bekam Moritz zu hören, und war doch kaum ein tapferer Degen im ganzen Heer als dieser Prinz.

Der König schonte hier keinen. Wie eine Art Dogma mutet der knappe Satz an: Hier ist keine Complesance vohr den prinzen Sondern der General mus Seine Schuldigkeit thun Sonsten hört alles auf.

So versteht man auch das tragische Geschick des

Prinzen von Preußen, August Wilhelms, des präsumtiven Thronfolgers und Stammvaters des heutigen preussischen Königshauses. Ein scharfes Licht auf die Stimmung des Prinzen gegen den König wirft eine Notiz, die sich im Tagebuche des Grafen Händel um jene Zeit findet:

„Ich hatte die Ehre, den Prinzen von Preußen nach Reich zu begleiten, wo derselbe beim Prinzen Heinrich speisen wollte. Unterwegs sprachen Sr. Kgl. Hoheit sehr offenherzig und versicherten mir, daß ihr Entschluß gefaßt sei, im Falle der König nach einem schmachvollen Frieden sterben sollte. Dann würde er die Krone niemals annehmen, alle Anstalten treffen dem herabgekommenen Staate aufzuhelfen, seine Rechte seinem Sohne übertragen und als Privatmann leben. Der gnädigste Herr schien sehr betrübt zu sein, sei es nun über die traurige Aussicht, die er hatte, oder über seine Stellung bei der Armee, die in der eines Volontärs bestand und durchaus nicht für den präsumtiven Thronerben und einen Offizier paßte, der sich vorbereitet hatte, eine hohe militärische Stellung mit Ehren einzunehmen. Er hatte die Gnade, mit mir über die mutmaßlichen Unternehmungen des Feindes und über unsere eigenen zu sprechen.“

Mehr noch sagt eine zweite Eintragung, die der Graf vornahm, nachdem er an der Seite des Prinzen einen Rekognoszierungsritt, dem der König seinen Bruder attachierte, mitgemacht hatte; sie ist noch bezeichnender:

„Der Prinz von Preußen war sehr beleidigt, sich zu

einer solchen Expedition verwendet zu sehen, während andere Generale Korpskommandanten waren. Sein Mißvergnügen stieg täglich bei den schlechten Nachrichten, welche von allen Seiten ankamen, besonders als man erfuhr, daß die Franzosen bereits in Cleve wären. Keiner hatte in diesem Kriege auch mehr zu verlieren, als der präsumtive Thronerbe, der sich schon um eine schöne Erbschaft gebracht und bereits nicht als mächtiger und gefürchteter König, sondern als kleiner Brandenburger Kurfürst sah.“

Diese Aufzeichnungen beleuchten das Verhältnis des Prinzen August Wilhelm zu seinem königlichen Bruder sehr scharf. Sie zeigen, daß der Prinz ganz auf seiten der Oppositionspartei stand. In der That wurde August Wilhelm ganz und gar vom Einfluß seines jüngeren, aber geistig viel bedeutenderen Bruders Heinrich beherrscht. Aber was der kluge und kalte Heinrich vorsichtig verschwie, sprudelte der lebenswürdige August Wilhelm, der sein Herz in der Hand trug, gegen jeden, der es wissen wollte, heraus. Er war in dieser Hinsicht sozusagen das enfant terrible des Lagers, obgleich ein so lebenswürdiges enfant terrible im persönlichen Umgang, daß niemand ihm gram sein konnte, auch der König nicht, gegen den sich doch die Spitze seiner unbedachten Reden richtete.

Aber Friedrich kannte seine Brüder zu gut und wußte genau, daß sie den Kern der Oppositionspartei im Lager bildeten. Er hat es schweigend, oder nur mit leiser Abwehr geduldet, solange nur seine Person in Frage

kam. In den Gang der Dinge einzugreifen, waren die Prinzen ja doch machtlos. Der König hatte sich über die Prinzen seine eigene Meinung gebildet: sie waren für ihn unbefriedigte Existenzen, die, da sie keinen Einfluß auf die Herrschgewalt haben durften, sich anderswo irgend einen Einfluß zu sichern bemüht waren. Diesem letzteren die schädlichen Auswüchse zu beschneiden, war des Königs Pflicht, und er übte sie streng, im übrigen aber ließ er sie gewähren.

Wo aber das Interesse der Armee und des ganzen Staates in Frage kam, trat an Stelle des Bruders der König, unerbittlich und unbeugsam —, wie die Parteigänger des Prinzen zu sagen pflegten: hart und grausam.

August Wilhelm war zehn Jahre jünger als der König. Als der furchtbare Konflikt zwischen Vater und Sohn auf der Höhe stand, hatte Friedrich Wilhelm der Erste sich mit dem Gedanken getragen, statt des Kronprinzen Friedrich seinen Lieblingssohn August Wilhelm zum Thronerben zu erklären. Später, als König Friedrichs Ehe kinderlos blieb, verließ dieser anno 1744 seinem Bruder den Thronfolgertitel „Prinz von Preußen“, der damals zum erstenmal in Anwendung kam.

Die Gemahlin des Prinzen, Louise Amalie von Braunschweig-Bevern, war eine jüngere Schwester der Königin. Das Verhältnis der Brüder war wohl durch innere Familienvorfälle wiederholt getrübt worden, besonders damals, als der Prinz, in heißer Liebe zu einem Hoffräulein entbrannt, von seiner Frau geschieden werden wollte und der König sich endlich genötigt sah, streng

erfordert meine Pflicht, darum zu bitten. Bey alledem Kriegs-Rath halten kommet nichts heraus, sondern es muß einer mit resolution commandiren, so ist noch alles zu redressiren.“

Der König hatte zwar längst eingesehen, daß es so nicht weiter ging, — daß es allerdings so schlimm kommen würde, wie es gekommen war, hatte er dennoch kaum erwartet.

„Ich begreife gar nicht,“ sagte er kopfschüttelnd zum Prinzen Heinrich, „daß er nicht endlich müde geworden ist, mich mit seinem Gesuch um das Kommando der Armee zu behelligen, da ich denen, die sein Gesuch unterstützten, ja oft genug reinen Wein eingeschenkt habe.“

Und ein anderes Mal noch schärfer:

„Ich will rein von der Leber weg sprechen: Ich habe meinen Bruder lieb, aber zum Kommandieren ist er nicht geschaffen.“

In August Wilhelm selbst schrieb er empört über die vielen halben und verkehrten Maßregeln und das widerstandslose Zurückgehen:

„Sie folgen furchtsamen Ratschlägen, die Sie, den Staat und mich verderben werden. Alle diese schlechten Manöver kommen nur von Schmettaus Rat her, der immer alles schwarz sieht; ich wünschte, der Teufel hätte mich lieber geholt, als daß ich Ihnen gerade den mitgegeben hätte.“

Der König war über die Vorgänge in der prinzlichen Armee aufs äußerste erbittert. Er war nun gezwungen, seine Stellung bei Leitmeritz, durch die er Sachsen ge-

deckt hatte, aufzugeben, um in Schlesien noch das zu retten, was zu retten war. Als er von Leitmeritz aufbrach, sagte er heißend:

„Wenn ich mich nicht beeile, werde ich meinen Bruder nicht mehr antreffen, sie werden bis nach Berlin laufen.“

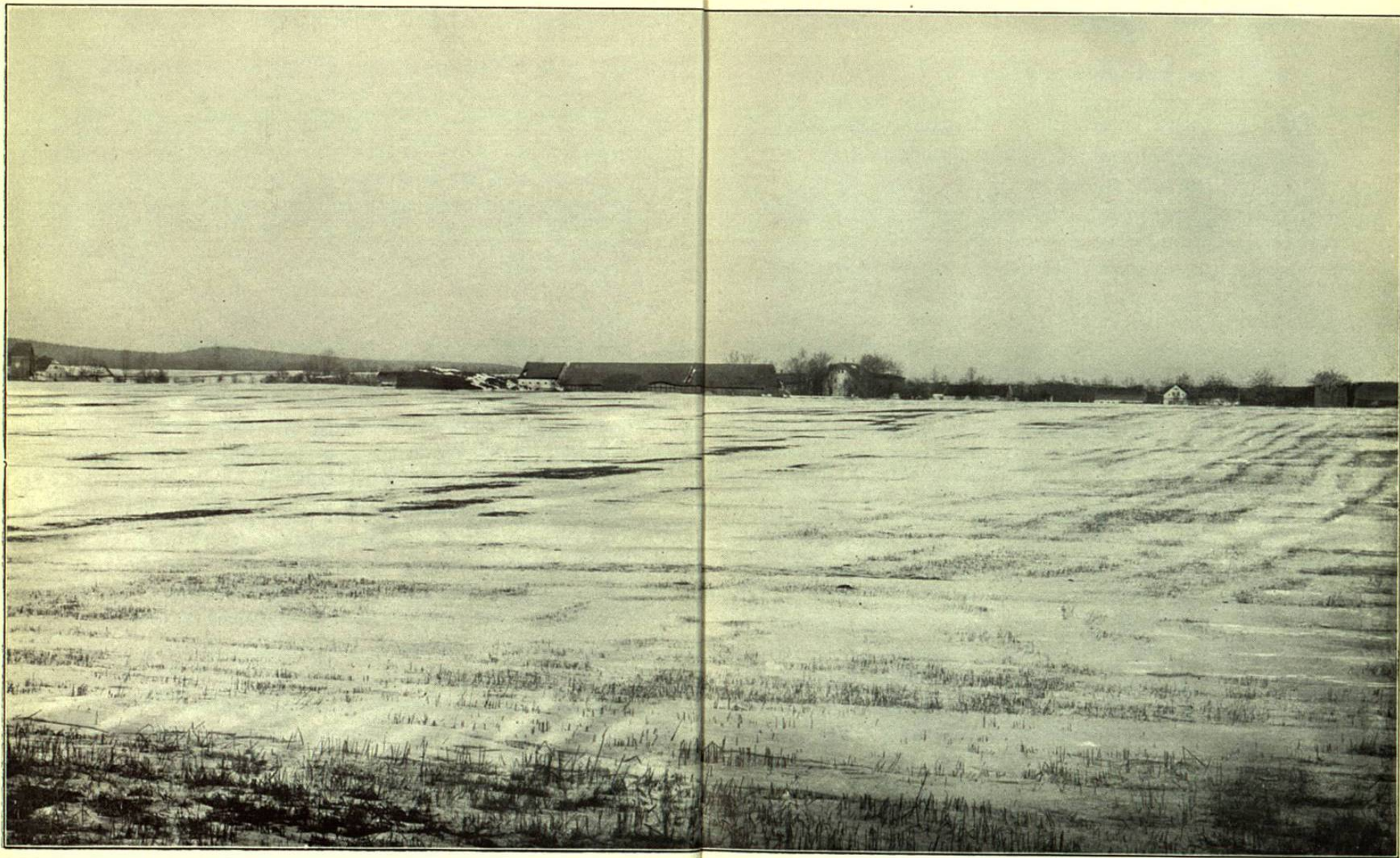
Der König marschierte auf Bautzen. Dort wollte er sich mit der Armee des Bruders vereinigen. Der persönlichen Zusammenkunft ging noch ein scharfer Briefwechsel voraus, der den königlichen Zorn deutlich zeigte. Das heiße Hohenzollernblut wallte und kochte in Friedrich.

„Sie wissen nicht, was Sie wollen, noch was Sie tun. Sie werden stets nur ein erbärmlicher General sein, kommandieren Sie einen Harem, wohlan; aber so lange ich lebe, werde ich Ihnen nicht das Kommando über zehn Mann mehr anvertrauen. Wenn ich tot sein werde, so mögen Sie alle Dummheiten machen, die Sie wollen, aber solange ich lebe, sollen Sie den Staat dadurch nicht mehr schädigen.“

Das waren gewiß harte Worte, aber der König zürnte schwer. Wie schwer, sollte erst jene Stunde bei Bautzen zeigen, als die beiden Brüder zusammentrafen.

„Da sah man die Prinzen und die Generale zittern, sie hätten sicher vorgezogen, eine Bresche zu stürmen, als jetzt vor den König zu treten,“ berichtet ein Augenzeuge.

Dies Gericht über den eigenen Bruder ist und bleibt in Friedrichs Geschichte einer der wichtigsten Momente. Denn dieser Bruder, der da klopfenden Herzens bedrückt vor ihm hielt, war der Sohn seiner vielgeliebten Mutter.



Originalaufnahme zu Nebwisch, Leuthen.

Groß Heidau böhmenberge aus.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Das Dorf liegt direkt an der Heerstraße Neumarkt-Deutsch Eissa, ungefähr 2 Kilometer westnordwestlich. Die Vorhut des Grafen Nostitz wurde mit solcher Wucht durch Groß Heidau auf die österreichische Stellung zurückgeworfen, daß die verfolgenden preussischen Husaren sogar in die Linie des rechten Flügels vordrangen, ein Grund für Graf Lucchesi zu glauben, daß er zuerst angegriffen würde. Nach der großen Rechtsablenkung der österreichischen Armee am mittag stellte sich Graf Lucchesi am östlichen Ausgang des Dorfes südlich der Landstraße auf.

Die Majestät des Königs, die in Friedrich wohnte, wächst hier für das Empfinden der Staubgeborenen weit über Menschliches hinaus.

Aber gerade diese Stunde läßt auch die innere Größe Friedrichs ahnen, da er den Bruder vergessen konnte, um nur König zu sein, hier galten der Prinz von Preußen, der erste Mann im Staate nach dem Monarchen, und seine Generale dem König nicht mehr als namenlose Grenadiere und Musketiere. Hier zeigte sich in blitzartigem Leuchten die Herrschgewalt dieses einzigen Mannes, der gewaltige Wille, der eisern sein ganzes Kriegsheer vom ersten General bis zum letzten Troßknecht zur äußersten Pflichterfüllung zwang. —

In früher Morgenstunde des 29. Juli 1757 ritt der König mit zwei Reiterregimentern in das Lager von Bauzen ein. Der Prinz mit seinem Stabe ritt ihm entgegen. Auf ungefähr dreihundert Schritt Entfernung hielt der König sein Pferd an und der Prinz und sein Gefolge taten, ehrerbietig grüßend, dasselbe. Aber der König wandte sein Pferd, machte sich mit den Fourieren, die das Lager abstecken sollten, zu schaffen und beachtete die Herren da drüben, die getroffen und gedemütigt im Sattel saßen, gar nicht. Diesen Empfang hatten sie trotz aller bangen Vorahnung nicht erwartet.

Endlich brachte es der Prinz über sich, zum König zu reiten und seine Meldung vorzubringen, aber die erzürnte Majestät hob nur kurz den Hut, entgegnete kein Wort. Da wagte der Prinz nichts mehr zu hoffen und ritt zu seinem Gefolge zurück.

Aber es kam noch schlimmer. Der König hatte sich mit den Generalen von Winterfeldt und von der Goltz am Wegrand niedergelassen und beriet sich mit ihnen. Dann sandte er Goltz zum Prinzen mit einem Auftrag, der nach des Grafen Schmettau Bericht folgenden Wortlaut hatte und von Goltz in ernstem, amtlichem Tone verlesen wurde:

„Se. Majestät lassen Ew. Königl. Hoheit sagen, daß Sie sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein, Ursache hätten; Sie verdienten, daß über Ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo alsdann Sie und alle Ihre bei sich habenden Generale die Köpfe verlieren müßten; jedoch wollten Se. Majestät die Sache nicht so weit treiben, weil Sie im General auch den Bruder nicht vergessen würden.“

Prinz August Wilhelm war über diesen Vorgang aufs tiefste erbittert, und in seinem Groll fand er nicht den richtigen Weg zurück zum Herzen seines Bruders. Er versteifte sich vielmehr auf sein vermeintliches Recht und wollte sich und andern gegenüber nicht zugeben, daß unter seinem Kommando denn doch zweifellos die bedenklichsten und schwersten Fehler begangen worden waren. Der Brief, den er aus Baugen, wohin er sich am selben Tage begab, an den König richtete, schmeckt bedenklich nach Trotz.

Baugen, den 30. Juli 1757.

Mein lieber Bruder, — die Briefe, so Ihr mir geschrieben, und die Art, womit Ihr mich gestern aufgenommen, zeigen mir genugsam, daß ich nach

Eurer Meinung Ehre und Reputation verloren. Dies betrübt mich, es schlägt mich aber gar nicht nieder, weil ich mir nicht den geringsten Vorwurf zu machen habe. Ich bin vollkommen überzeugt, daß ich nicht nach meiner Kaprice gehandelt, ich habe nicht dem Räte solcher gefolgt, so unvermögend wären einen guten zu geben; sondern ich habe dasjenige getan, was ich zum Besten der Armee habe für nötig gehalten. Alle Eure Generals werden mir diese Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich sehe vor unnütz, Euch zu bitten, meine Ausführung untersuchen zu lassen: Dieses würde eine Gnade sein, so Ihr mir tötet, also kann ich mich dessen nicht getrösten. Meine Gesundheit ist durch die Fatiguen, noch mehr aber durch den Verdruß geschwächt worden. Ich habe mich in die Stadt logiert, um mich wieder zu erholen.

Den Herzog von Bevern habe ich gebeten, Euch die Rapports von der Armee zu machen. Seid versichert, mein lieber Bruder, daß ungeachtet der unverdienten Unglücksfälle, so mich überhäufen, ich niemals in meinem Leben aufhören werde, dem Staat ergeben zu sein, und als ein treues Mitglied desselben wird meine Freude vollkommen sein, wenn ich den glücklichen Ausgang Eurer Unternehmung erfahre. Ich habe die Ehre zu sein
August Wilhelm.

Die Antwort des Königs dagegen ist würdig und hoheitsvoll, wenngleich nicht ohne Wermut.

Lager bei Bauzen 30. Juli 1757.

Mein lieber Bruder, — Ihr habt durch Eure üble Aufführung meine Sachen in verzweifelte Umstände versetzt. Es ist nicht der Feind, sondern Eure üblen Maßregeln, welche mir allen Schaden zufügen. Meine Generals sind gar nicht zu entschuldigen, entweder weil sie Euch übel geraten haben oder doch zugegeben, daß Ihr so üble Entschliefungen genommen. Eure Ohren sind nur gewohnt die Reden der Schmeichler zu hören: Daun hat Euch nicht geschmeichelt, und Ihr sehet die Folgen davon. Vor mir bleibt in dieser traurigen Situation nichts übrig, als das äußerste und letzte Mittel zu ergreifen. Ich werde schlagen, und wenn wir nicht werden überwinden können, so werden wir uns alle niedermachen lassen.

Ich beschwere mich nicht über Euer Herz, wohl aber über Eure Unfähigkeit und Mangel der Beurteilung um die besten Mittel zu wählen. Wer nur noch einige wenige Tage zu leben hat, darf sich nicht verstellen. Ich wünsche Euch mehr Glück als ich gehabt habe, und daß Ihr nach allen denen üblen und nachteiligen Begebenheiten, so Euch begegnet sind, künftigher lernen möget, wichtige Sachen mit mehr Ernst, Vernunft und Resolution zu traktiren. Das Unglück, welches ich voraussehe, ist größtenteils durch Euch verursacht worden. Ihr und Eure Kinder werden die Last davon mehr tragen als ich. Seid unterdessen versichert, daß ich Euch allemal geliebt habe und daß ich auch in derselben Gesinnung sterben werde. — Friedrich.

Was dieser Bruch mit seinem Lieblingsbruder den König innerlich gekostet hat, ist schwer zu wägen. Denn er liebte diesen Bruder aufrichtig, und die letzten Sätze in dem königlichen Schreiben sind sicherlich so echt wie Gold. Zwar sein Urtheil über diesen Bruder war fertig:

„Mangel an Entschluß und Mangel an Haltung, sowohl im Privatleben wie an der Spitze des Heeres. Ausgestattet mit Geist, gesundem Menschenverstand und Mut, ist er ganz unfähig, jemals einen kräftigen Entschluß zu fassen.“

Ein schönes Zeichen für die große Seele des Königs ist es, daß er von all dem, was ihm nun zu Ohren drang, nichts hören wollte. Die Majestät hatte gesprochen, der Bruder konnte vergeben. Und es gab zu vergeben! Denn der Prinz vergaß sich in aufbrausenden leidenschaftlichen Reden so sehr und sprach so unvorsichtig und heftig gegen den König, daß der edle Schotte Mitchell und der treue Kabinettssekretär Eichel sich ins Mittel legen mußten, um ein öffentliches Argernis zu verhüten. Nur schwer ließ sich der Prinz von seiner Absicht, die Vorgänge und den Briefwechsel zwischen ihm und dem König in einer Verteidigungsschrift zu veröffentlichen, abbringen. Endlich gelang es doch. Daß es aber gelang, ist nicht zum wenigsten dem Einfluß der Schwester Ulrike von Schweden zu danken, die das hohenzollersche Pflichtgefühl gegen den König und Herrn im Prinzen wachrief und für Friedrich eintrat.

„Er ist lebhaft, schnell, und der viele Kummer, den er gehabt hat, hat seine Erregbarkeit gesteigert; Ihr wißt,